

Für unsere Freunde!

Zur Benutzung in Predigten und Vorträgen
und im Unterricht.

Bitte, nicht abdrucken.

Missionsdirektor Dr. J. Witte.

Berlin W. 57, 25. Oktober 1916.

Ballasstr. 8/9.

Japan und wir.

Wir leben mit Japan im Kriegszustand. Der Überfall auf Tsingtau war eine Tat des Undanks, der Hinterlist und Feigheit.

Wer mer ist schuld daran? Die Regierung Japans.

Die war seit 10 Jahren mit England nicht nur befreundet, sondern verbündet, so eng, wie wir mit Osterreich.

Die Mehrheit des Volkes war englandfreundlich. England und Amerika haben seit lange in Japan den Haupteinfluß. Daneben besteht eine kleine deutschfreundliche Partei. Die deutschfreundlichen Japaner sind auch jetzt unserem Volk treue Freunde geblieben. Sie halten zur deutschen Sache, sie halten zur deutschen, d. h. zu unserer Mission.

Sie haben volle Festigkeit des Charakters bewiesen und ganze Treue.

Auch unsere japanischen Christen sind uns treu geblieben, sie haben uns nicht den Rücken gewandt. Wir haben den ganzen Krieg hindurch Japaner taufen können. Wir haben 26 erwachsene Taufbewerber. Unser Studentenheim in Tokio ist mit 30 japanischen Studenten voll besetzt, die mit Freuden deutsch lernen. Unsere deutschen Abendschulen haben sehr guten Besuch von vielen gebildeten Männern. Ein japanischer Arzt sendet auch jetzt jährlich einen Beitrag zum geplanten Bau

eines Gemeindehauses in Kyoto. Mit Dankbarkeit schreibt ein japanischer Oberlandesgerichtsrat aus Korea, seine Frau sei durch ein Buch unseres D. Schiller „Unterricht im Christentum“ Christin geworden.

Solche gottgesegnete Arbeit dürfen wir nicht aufgeben.

Wer weiß, wie bald unsere politische Stellung zu Japan anders wird.

Jedenfalls: Ist Japan schlecht: nur das Christentum kann es gut machen.

Wir Deutschen haben wenig genug Christentum nach Japan gebracht. Wir haben Kriegskunst, Gewehre, Kanonen, Eisenwaren, Chemikalien und ärztliche Kunst hinggebracht, aber sehr wenig, was den inneren Menschen bildet und ihn gutmacht durch Christus.

Es sind ja Nichtchristen!

Sie brauchen das Christentum (Heidentum schildern). Sie wollen es auch (die Haltung der Regierung).

Aber wer brachte es ihnen?

Es gibt in Japan 1000 evangelische Missionare aus England und Amerika. Aus Deutschland gibt es dort 8 (6 von uns und der Freimissionar Gumbert und Frau).

England und Amerika geben jedes Jahr für die Mission in Japan 3 Millionen Mark, wir 40 000 Mark.

Unsere Missionare haben treu gearbeitet und viel erreicht. Aber die Zahl ist zu klein. Es muß mehr werden.

Aus unserer Arbeit hier noch ein Bild, das zeigt, wie unsere Mission wirkt und was sie erreicht:

Aus dem Leben einer unserer japanischen Christinnen.

„Einst landete in Yokohama ein hochgestellter deutscher Landsmann, welchem eine flüchtige Besichtigung der japanischen Mission aus der Vogelperspektive wichtig genug war, um darob eine Reise um die Welt zu unternehmen. Er besuchte auch mich. Ich führte ihn unter anderem auch in unsere Armenschule, die damals allerdings noch ein viel bescheideneres Aussehen hatte als heute. Als wir wieder herausstraten, äußerte sich der Herr ganz entzückt über unsere Lehrerin, die zugleich auch Organistin unserer Sogokirche ist. Bei der fühlt man sich ja förmlich angeweht vom Hauche des Christentums, der von ihr ausgeht. Sie sieht ja ganz anders aus als alle anderen Japanerinnen; man merkt gleich: Sie ist eine Söngerin Jesu.“ Für den

Wortlaut verbürge ich mich nicht, da ich mich nicht gern Lügen strafen lasse; aber weniger enthusiastisch waren seine Auslassungen nicht. Und in der That, bei diesem Urtheile hatte er das Richtige getroffen. Die er hier vor sich hatte, ist eine christliche Persönlichkeit, die sich in einem Zeitraum von annähernd einem Jahrzehnt vorzüglich bewährt hat. Die Mitglieder unserer Mission sind die einzigen nicht, die große Stücke auf sie halten."

So schreibt unser Missionar Munzinger im Jahre 1898 in seinem Buch „Die Japaner“ (S. 346).

Unser Missionar Pfarrer D. Haas setzt diese Erzählung fort, indem er folgendes berichtet:

„Von dem zweiten Jahrzehnt dieser Christin unserer Gemeinde, in dem ich sie gekannt, will ich ein Weniges erzählen. Sie stand uns, meiner Frau und mir, vor anderen drüben nahe. Denn die junge Alleinstehende — sie war, als ich nach Japan kam, etwa 26 Jahre alt — war unsere Hausgenossin, und wir beide lernten sie schnell schätzen.

Unser gesamtes Schulwesen war in Tokio meiner Leitung anvertraut. So war ich nicht nur Direktor unserer Shingho Shingakko, der gleich vom ersten Sendboten unseres Missionsvereins D. Spinner begründeten Theologischen Hochschule, einer Anstalt zur Ausbildung japanischer Pastoren, sondern auch Direktor der Elementarschule, an der sie (nämlich Frä. Inasawa Gi) als unsere Lehrerin wirkte. Wie's in Japan in höheren Schulen und in Mittelschulen zugeht, wußte ich aus eigener Unterrichtspraxis. Die jungen Herren, die diese Schulen bevölkern, sind ein rebellisch Völkchen, zum Streike gegen ihre Schulherren nicht weniger aufgelegt, als unsere Arbeiterschaft zum Streike gegen ihre Fabrikherren. Und das Eigentümliche ist, sie setzen drüben immer ihren Willen durch. Wo die Schüler mit ihrem Lehrer unzufrieden sind, da muß der Lehrer gehen. Das ist so gang und gäbe drüben und ist ein Unfug der Neuzeit (früher, zur Zeit der Herrschaft des Konfuzianismus, war es anders), gegen den ich als Schulleiter natürlich anzukämpfen für meine Pflicht hielt. Und so, als meine Herren Studenten unserer Theologischen Schule einmal meinten, gegen einen ihrer Lehrer und meiner Kollegen (Schüler) geschlossen sich erheben zu müssen, weil er nicht nach ihrer Pfeife tanzen wollte, und ihn, ihren vielfachen Wohltäter, durch ein festes Schreiben aufforderten, mit dem nächsten Schiff nach seiner

deutschen Heimat zurückzukehren, schlug ich meinen naiven Zöglingen einen anderen Ausweg aus der Meinungsdivergenz vor. Ich stellte ihnen vor, mit wieviel weniger Umständen es verbunden wäre, wenn sie ihrerseits den Staub der Hauptstadt Tokio von den Füßen schüttelten und ihre Heimat aufsuchten, und verhängte, um ein Exempel zu statuieren, die Entlassung über die ganze Gesellschaft.

Da hatte ich denn unversehrt selber Ferien erhalten, und das hieß mir natürlich nur soviel wie freie Zeit zu anderer Arbeit. Und um uns auch mit dem japanischen Elementarschulbetrieb vertraut zu machen, benutzte ich die Muße, eine Woche lang mich in unserer Armenthule mitten unter das kleine Volk zu setzen, oder richtiger, nicht mitten unter das kleine Volk, das dank unserer Mission die Wohlthat einer Schulbildung genoß, die ihm sonst verweigert geblieben wäre, sondern als Lehrer in die hinterste Bank, wie das so ganz in der Ordnung war. Denn im Hauptsache wenigstens, im Lesen und Schreiben der schweren chinesischen Schriftzeichen, waren mir die kleinen Knirpse von 6—11 Jahren alle weit voraus.

Eins aber erfaßte ich damals doch besser als alle meine kleinen Mitschüler und Mitschülerinnen: was für eine hervorragend tüchtige Lehrerin wir hatten. —

Sabe nun ich so einmal für 8 Tage als Schüler zu ihren Füßen gesessen, so sie hintwiederum viel länger und öfter noch als Schülerin zu den meinigen. Sie war so dankbar für jeden Abend, den wir ihr schenken konnten, und wir unsererseits sahen sie immer gern bei uns. Ihre Liebe zu deutscher Art — unter Japans Frauen, die höchstens ein Weniges von Amerika oder England wissen, so etwas Seltenes! — war uns erfreulich. Deutsche Märchen konnte man ihr nicht genug erzählen. Für Schillers Lotte, für Preußens Königin Luise kann kein Mädchen in Deutschland mehr begeistert sein als sie.

Als das schöne Buch „Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin“ erschien, gingen wir zusammen unter die Schriftsteller. Ich mußte ihr den Brief, in dem Bismarck um die Hand seiner späteren Frau, des Fräulein Johanna von Puttkammer anhielt, aufs genaueste zum Verständnis bringen. Dann erschien er, von ihr ins Japanische übersetzt, in einer japanischen Frauenzeitschrift. Die nahm nach dieser ersten Probe gern mehr von uns. Und so lieferten wir ihr zusammen noch allerlei Aufsätze über unserer Freundin deutsche Frauenliebhaber:

die Königin Luise, Charlotte von Lengersfeld, Schillers Gattin, auch über unsere deutsche Kaiserin und ihre Kinder, über Carmen Sylva, die Dichterin auf dem Thron und Sängerin des Arbeiterturns u. a. m.

Ob dergleichen christliche Missionsarbeit zu nennen ist? Ich denke doch; auch wenn es nicht auf den ersten Blick danach aussieht. Man führt dem japanischen Leser oder der japanischen Leserin damit doch vor allem die innere Größe dieser deutschen Frauengestalten vor. Und kann man das wohl tun, ohne daß sich in ihnen die Frage regt, woher ihnen solche Größe kommt, und daß man ihnen als das Geheimnis dieser Kraft und Seelengröße ihren christlichen Glaubensbesitz aufzeigt?

Ja, gewiß haben wir auf diesem Wege etwas von unserem eigenen Christentum in gebildete japanische Frauentreise geleitet, d. h. an solche Japanerinnen herangebracht, die eine Zeitschrift lesen können.

Das können freilich zur Stunde noch keineswegs alle Frauen in Japan, ja, das können annoch die wenigsten von ihnen. Aber auch an diese anderen haben wir zusammen gedacht. Einer Anregung, die ich ihr gab, willig Folge leistend, hielt unsere Lehrerin monatlich in der Schule eine Versammlung ab für die Mütter unserer Schulkinder; wo jedesmal den schlichten Frauen aus den untersten Klassen, die sich gern und zahlreich einfanden, in schlichter Weise allerlei Gutes und Schönes erzählt wurde.

Zunächst für diese Versammlungen arbeitete ich einen „Unterricht im Christentum“ aus. In einfachster, leichtest verständlicher Weise suchte ich die großen Grundwahrheiten unserer Religion darzulegen, und meine Gehilfin gab alles wieder in dem schlichten Japanisch, in dem sie in der Schule zu ihren Kindern zu reden pflegte. So entstand ein Büchlein von ca. 100 Seiten Umfang, das ich drucken ließ.

Als die Schulferien kamen und unsere Lehrerin nach ihrer Heimat (nach Sendai), einem Tag Bahnfahrt von Tokio, ging, nahm sie 100 Exemplare des Büchleins zum Verteilen mit. Welche Freude es für uns beide war, als ich einige Monate später aus der Stadt im Norden von einem japanischen Pastor des Ortes einen Brief erhielt, in dem er mir mitteilte, er habe soeben 20 Personen taufen dürfen, die durch das Lesen unseres kleinen Unterrichtsbuches für das Christentum gewonnen worden seien und die ihn nun gebeten hätten, mir ihren Dank zu über-

mitteln. Er kam meiner Übersetzerin nicht weniger zu als mir, dieser Dank aus der Ferne. —

Es kam die Zeit, wo in Tokio die „Frauen-Universität“ gegründet wurde, Japans Töchter, von dem Ehrgeiz gepackt, Studentinnen zu heißen, sich zur Hohen Schule drängten und Japans Söhne bei der Brautwahl für eine Weile — das ist bald wieder anders geworden — mehr als auf alles andere auf — Bildung sahen.

Da war auch unsere Lehrerin, trotzdem sie über die Jahre hinaus war, in denen das japanische Mädchen in die Ehe tritt, viel umworben. Mehr als einen Antrag wies sie von der Hand. Endlich aber kam doch auch einer, den sie ernst zu nehmen geneigt war und vertrauensvoll mit mir besprach.

Es war ein Jugendbekannter aus ihrer Heimat, der um sie anhielt, ein höherer Jurist im Kolonialdienst auf Formosa, dem seine erste Frau gestorben war und der nun seinen beiden Kindern eine zweite Mutter suchte. Christ war er nicht. Und das schien ihr einziges Bedenken gegen den Bund mit ihm zu sein. Ich glaube, ich selber war es, der ihr schließlich dieses Bedenken ausgerebet, nachdem ich mit dem Mann selbst Zwiesprach gehalten.

In christlicher Weise wurde das Paar von mir getraut. Das hatte die Braut sich ausbedungen. Und diese Trauung war eine Feier, die auf alle Teilnehmer (meist Japaner der höheren Klassen aus der Provinz, die dem Christentum bis dahin vorsichtig aus dem Wege gegangen waren; auch mehrere Mitglieder des japanischen Parlaments waren unter ihnen) tiefen Eindruck machte, den tiefsten auf den nichtchristlichen Bräutigam, wie er mir selber sagte.

Von unseren herzlichsten Segenswünschen geleitet, folgte unsere Freundin kurz darauf ihrem Gatten in einwöchentlicher Seefahrt in die Ferne, ihren neuen Pflichten und ihr fremden Verhältnissen in einem fremden Land entgegen. —

Ihre ersten Briefe klangen zufrieden. Ihr Mann, durch und durch ein Japaner alten Schlages, sah bewundernd auf zu der ihm geistig ebenbürtigen Frau, mit der er über alles sich unterhalten, von der er selbst noch täglich Neues hören und lernen konnte. Und sie war sichtlich stolz darob, daß sie ihm geistig etwas war.

Auch er selbst schrieb an mich. Durch seine Frau habe er nun das Christentum genauer kennen gelernt. Er wolle sich

aber gern noch besser darüber unterrichten. Was für Bücher ich ihm zum Studium empfehlen würde? —

Die Bücher gingen nach Formosa. Und von Formosa kam mir der Dank dafür.

Ein Jahr verging. Da kam das Paar selbst zu mehrwöchentlichem Urlaub von Formosa heim. Natürlich, daß sie in Tokio unsere Gäste waren. Und nun kam zutage, was kein Brief berichtet hatte: daß beiden das Sichzusammengewöhnen und Sichineinanderfinden doch nach Jahresfrist noch nicht gelungen war. Mir war das ja nur zu verständlich. Auch des Mannes erste Frau war nicht ungebildet gewesen. Sie war sogar als Dichterin an die Öffentlichkeit getreten. Aber dem Gatten gegenüber war sie doch als wohlherzogene Japanerin konfuzianischen Schlags die gehorsame, willenslose Dienerin gewesen, das Bequemste, was man als Mann haben kann. Das eben aber konnte die zweite Frau, die in christlichen Gedanken und Anschauungen Gereifte, unmöglich mehr sein: Ihr hieß Frau sein soviel wie Genossin, Kameradin sein.

Und ganz vergessen konnte sie auch nicht, daß sie so lange Jahre Lehrerin, Erzieherin gewesen. Die zwei Kinder, deren zweite Mutter sie geworden, waren ihr eine zu kleine Klasse. Sie war geneigt, den Vater dazu in die Schule und in Buchstube zu nehmen. Daß er in seiner Stellung nicht umhin könne, dann und wann selbst einen Geisha (Gescha = Tänzerin) Festabend zu veranstalten oder wenigstens an einem solchen teilzunehmen, das vor allem war etwas, was wohl die erste, ganz und gar nicht mehr aber die zweite Frau verstehen konnte. Und daß er nach japanischer Sitte oft das Einkommen eines ganzen Monats an ein Abendvergnügen so zweifelhafter Art mit Tänzerinnen und Sängern setzte, das schien der haushälterisch Veranlagten mehr als Torheit.

Wie sehr ich der beiden Menschen Vertrauen genoß, wurde mir recht deutlich, wie sie mir gemeinsam in rückhaltloser Offenheit das Schwierige ihres Zusammenlebens klagten.

Was ich dazu zu sagen hatte, das sagte ich jedem der beiden Teile für sich allein. —

Ein Jahr darauf kamen beide wieder von Formosa; diesmal mit den Kindern. Es war mittlerweile alles in Ordnung gekommen. Der Klügere, der nachgegeben, war der Mann gewesen. An seinen beiden Kleinen hatte er Tag um Tag mehr gesehen, was christliche Erziehung ist. . . .

Wier und fünf Jahre erst zählten sie und wußten doch schon 20, 30 Lieder aus dem Sambika, dem japanisch-christlichen Gesangbuch, auswendig. Und der Vater hatte seine Freude daran, wenn sie ihm mit ihren hellen Kinderstimmchen Tag für Tag das Christentum ins Herz sangen und ihm immer neue biblische Geschichten von dem Heiland zu erzählen wußten, die sie gelernt von ihrer Mutter. Er hatte seine Freude daran und dankte es seiner Frau, was sie aus seinen beiden Kleinen in kurzer Zeit gemacht. Sein eigener Wunsch war es, daß ich sie während dieses Urlaubsaufenthalts in Tokio taufte. Am liebsten wäre er selbst von mir mit ihnen zusammen getauft worden.

Zu letzterem habe ich mich nicht verstanden. Ich meinte, seine Taufe würde ein offeneres Bekenntnis und wirksamere auch für andere sein, wenn er sie an der Stätte seiner amtlichen Wirksamkeit, in Formosa, von dem dortigen japanischen Christenpastor an sich vollziehen lasse.

Und dort auf Formosa ist nun seit Jahren sein Haus ein Sammelpunkt der Christen."

Soweit D. Haas. Als ich im Jahre 1911 in Tokio war, saß ich eines Sonntags nachmittags in unseres Pfarrers Schroeders Haus. Da ward uns eine Japanerin gemeldet, und herein kam diese unsere alte, treue Freundin. Ihr Mann war von Formosa fortgekommen und hat nun ein Amt in hoher Staatsstellung in Tokio. In gutem Deutsch konnten wir uns unterhalten. Und man merkte, mit wie großer Dankbarkeit sie von Pfarrer Munzinger und Pfarrer Haas erzählte, und daß ihr noch immer die Stätte unserer deutschen Mission in Tokio, wo sie den christlichen Glauben gefunden und soviel Gutes erlebt hatte, eine liebe Heimat war.

Dr. S. Witte.